

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 46 (1952)
Heft: 15-16

Artikel: Albert Anker
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-925546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

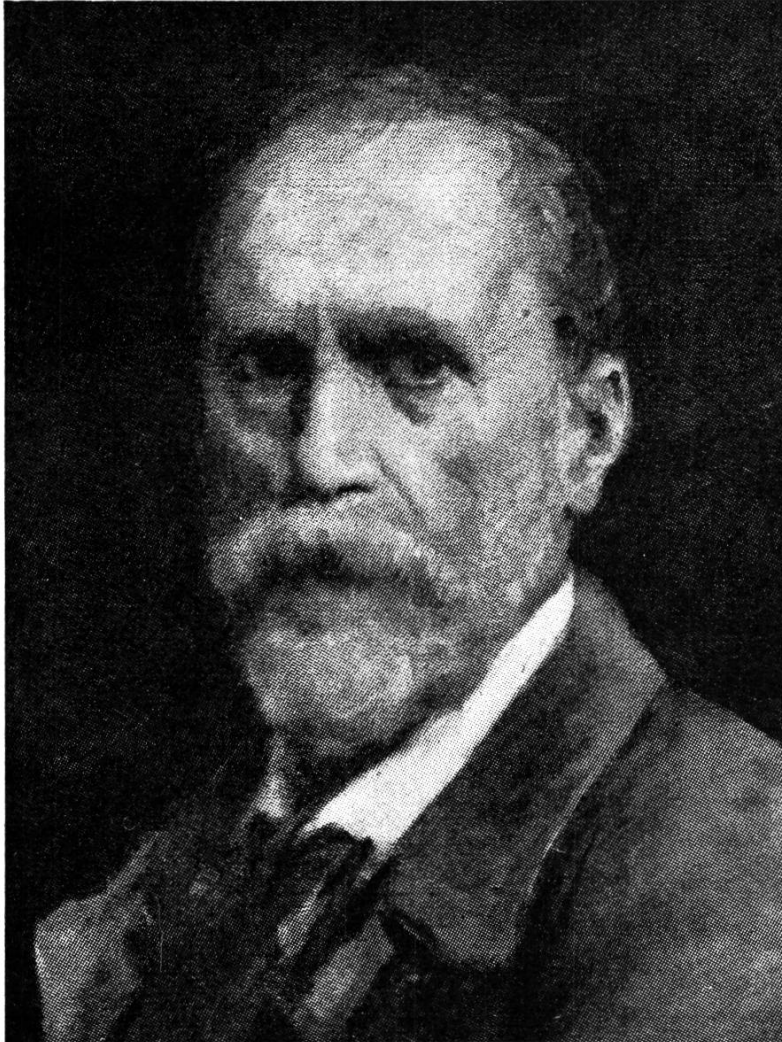
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Albert Anker

Er ist ein grosser Maler — ein Maler, dessen Bilder alle Leute verstehen: Gelehrte und einfache Arbeiter, Reiche und Arme, Bauern und Städter, Männer und Frauen, Alte und Junge. Ankers Kunst kommt halt von Herzen. Darum geht sie auch zu Herzen. Schau dir die Bilder an!

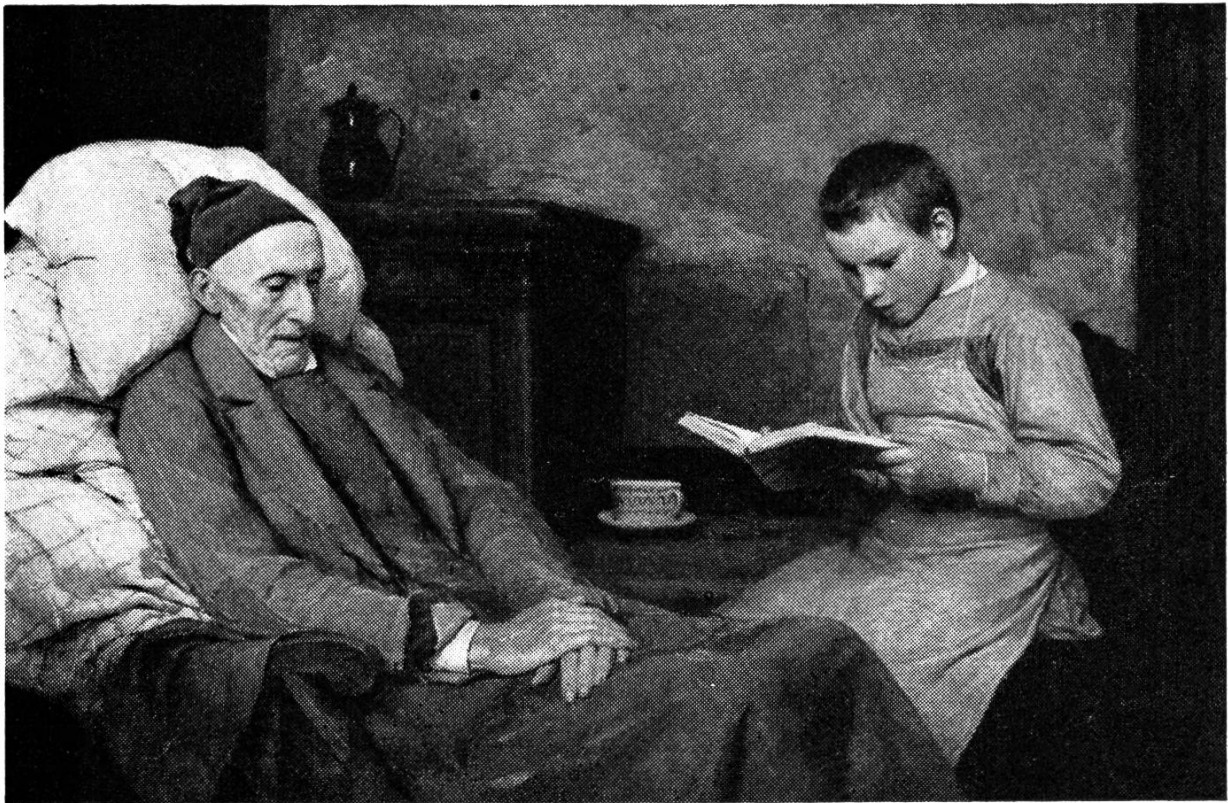


Albert Anker. Selbstbildnis.

Einigen bist du sicher schon begegnet, denn Ankers Kunst ist populär (volkstümlich). Da gibt es kein Rätselraten wie bei vielen modernen Kunst-Richtungen: Was ist oben, was unten? Was soll es darstellen? Was will der Künstler ausdrücken? Bei Anker fühlt man das unmittelbar, d. h. ohne lange Erklärungen, auch wenn man seinem Erleben nicht immer Worte geben kann.

Albert Anker wurde im Jahre 1831 in Ins im bernischen Seeland geboren. Sein Vater war Tierarzt. Albert besuchte die Schulen von Neuenburg und Bern. Er sollte Pfarrer werden. Sein Vater wollte es so haben. Aber Albert Anker wollte lieber Maler werden. Er war dazu bestimmt vom Schicksal.

Als gehorsamer Sohn gehorchte er jedoch dem Vater. Er studierte folgsam Theologie in Bern und in Deutschland. Aber ach, er war nicht glücklich dabei. So wie es Nikolaus Riggenbach (Nr. 13/14 der «GZ») zu den Rädern trieb, so sehnte sich Albert Anker stetsfort nach Pinsel und Farben. Das merkte man an seinen Probepredigten. Statt sich an das Bibelwort zu halten, schilderte er des langen und breiten den See Genesareth oder den Ölberg oder das Feld bei Bethlehem mit der ruhenden Herde — je nachdem. Nachts träumte er von Pinseln und Farben, von einem eigenen Maler-Atelier. Aber er blieb standhaft. Der Wunsch des Vaters war ihm



Die Andacht des Grossvaters.

heilig. Er studierte folgsam Theologie. Einmal schrieb er seufzend: «Das Gebiet der Kunst kommt mir vor wie ein verlorenes Paradies.» Freunde rieten ihm, später als Pfarrer so nebenbei zu malen. Halb Pfarrer, halb Maler also? Nein, für Albert Anker gab es nur ein «Entweder-oder». Wenn schon Pfarrer nach dem Willen des Vaters, dann ein ganzer Pfarrer. Und fleissig studierte er weiter.

Bis es nicht mehr ging. Bis er es nicht mehr aushielt. Am Weihnachtstag 1853 schrieb er seinem Vater einen Brief. Er solle ihm doch erlauben, Maler zu werden. Malerei sei ja eine göttliche Gabe wie jede andere. (Sind etwa die gotischen Dome und die wunderbaren Gemälde der Renaissance keine Predigten, die die Herzen zum Himmel erheben? Red.)

Der Vater blieb hart. Künstler waren nach seiner Meinung ein leichtlebigeres, gottloses Volk. Aber als dann sogar ein Professor der Theologie in Bern bei Vater Anker ein gutes Wort für Albert einlegte, gab der Vater nach — endlich! Albert durfte Maler werden. Sein Herz frohlockte. Er war erlöst von der Gehorsamspflicht, durfte seiner Bestimmung folgen, tat es mit Leib und Seele. In Paris wuchs er zum grossen Maler heran. Er reiste nach Italien und lernte von den Gemälden grosser Meister.

Schon bald waren seine Bilder begehrt. 1864 verdiente er als Maler genug, um zu heiraten. 1865 wurde ihm die goldene Medaille zugesprochen.

25 Jahre lang war nun Albert Anker an zwei Orten daheim: Im Sommer in Ins, im Winter in Paris. Von 1890 an aber blieb er auch winters in



Die kleine Freundin

Ins. Es ging ihm geschäftlich nicht mehr so gut. Seine Bilder galten nicht mehr viel. Sie waren halt nicht mehr modern. Heute werden sie wieder geschätzt. Denn was gut ist, ist von bleibendem Wert, ob modern oder nicht modern.

Im Jahre 1901 erlitt Albert Anker einen Schlaganfall. Seine rechte Hand war gelähmt. Also malte er mit der linken Hand. Es gelangen ihm dabei feine Sachen. Aber er war doch froh, als er nach und nach die rechte Hand wieder gebrauchen konnte, denn seine «linkshändigen» Bilder waren nicht so gut wie die «rechtshändigen».

1910, also nahezu 80jährig, ist der grosse Meister an einem zweiten Schlaganfall gestorben. Er war mehr als ein grosser Maler, er war auch ein gütiger Mensch. Noch nie sah Ins einen so langen Trauerzug.

Die Bilder

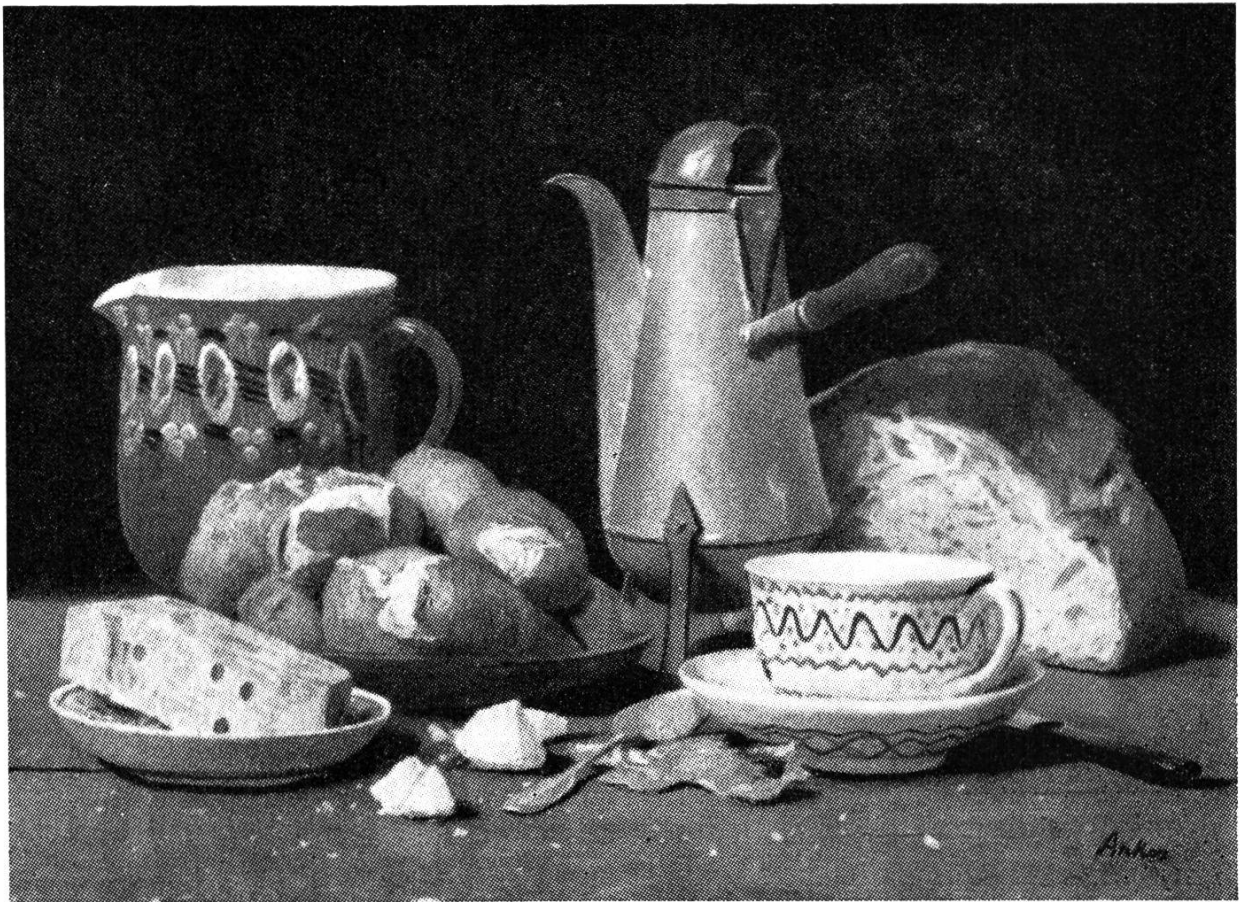
Die weichen, zarten und doch so blühenden Farben fehlen auf unsern Wiedergaben. Aber das, was sie darstellen, packt uns auch so. Betrachten wir die «Andacht des Grossvaters». Er ist des Lebens müde. Söhne und



Der Wunderdoktor

Töchter, Brüder und Freunde, so viele sind ihm im Tode schon vorausgegangen. Er möchte auch sterben. Seine Augen sind geschlossen. Er schaut nach innen. Die Bilder, die er sieht, sind nicht von dieser Welt. Er lauscht ja den Worten seines Enkels aus der Bibel. Seine fleissigen Hände, die ein Leben lang gepflügt, gesät und geerntet haben, ruhen ergeben auf dem Schoss. Welcher Gegensatz: Rechts das Büblein, das pausbäckige junge Leben in der Arbeitsschürze, die blühende Zukunft — links die Vergangenheit, die Erfüllung eines reichen Lebens an Freude und Schmerz! Zwei Gegensätze, die Meister Anker bewusst gestaltet hat. Denn so, nebeneinander, wirken das eine und das andere umso eindringlicher.

Die «kleine Freundin» liegt auf dem Totenbett. Am Tage vor dem Schulexamen hat sie sich an einem Dorn gestochen. Es gab eine Blutvergiftung, an der das Mädchen starb. Bleich und starr liegt die kleine Freundin da, aber noch im Tode voller Liebreiz. Wie ergreifend hat Anker das dargestellt! Das Mädchen im Vordergrund weint erschüttert in die Hände. Das links hinter dem Bett ist erschrocken, als ob es sagen wollte:



Das Stilleben

«Das ist doch nicht möglich! Vor einigen Tagen noch haben wir ja zusammen gespielt.» Auch der kleine Bub am Fussende hat noch nicht begriffen, was geschehen ist. Der Tod ist ihm ein Rätsel. Scheu berührt er mit dem Zeigefinger den Fuss des Mädchens unter dem Leintuch. Ob da nicht doch noch Leben zu fühlen ist? Und aus dem Gesicht des Mädchens ganz rechts spricht neben dem Schmerz auch so was wie ein Vorwurf: «Das darfst du uns doch nicht antun. So darfst du nicht von uns gehen!» Man könnte das Bild auch betiteln: Erste Begegnung mit dem Tode.

Ein Bild anderer Art ist «Der Wunderdoktor». Eine Mutter in der alten Seeländertracht sitzt mit ihrem blondschopfigen Büblein in der Stube des Wunderdoktors. Wer ist krank? Das Büblein? Ja — aber warum liegt es dann nicht im Bett? Vielleicht ist es so: Hansli hörte in der letzten Zeit so schlecht, und die Lehrerin klagte, er passe gar nicht auf. Man hat einige Zeit zugewartet, dachte, es werde von selbst bessern. Aber heute ist Markttag, und bei dieser Gelegenheit spricht man beim Wunderarzt vor. Was es auch sei, Mutter und Kind schauen dem Doktor gespannt zu, wie er so sorgsam und geheimnisvoll die Tropfen rüstet. Anker macht sich hier nicht etwa lustig über den «Kurpfuscher». Nein, dessen ernstes, kluges, gütiges Gesicht nötigt uns vielmehr Respekt ab. O er weiss um

die Heilwirkung so vieler Kräuter und Kräutlein in Feld und Wald, er kennt die Menschen und weiss, wo sie der Schuh drückt, und hat auf seine Weise schon manchem geholfen. Man beachte, wie lieb die Töpfe, Tassen, Tiegel, Teller, die Gläser und all der Krimskrams gemalt sind, wie wunderbar sich das Licht des blonden Köpfchens, der Glanz auf den Geräten und der gelbe Kittel des Arztes vom dunklen Tannengetäfer abheben. Auch hier Gegensätze: Licht-Schatten, hell-dunkel, beides wohlabgemessen.

«Das Stilleben» im Kunstmuseum in Bern hat der Redaktor schon oft bewundert. Die scheinbar nüchternen Gegenstände fügen sich auf dem dunklen Hintergrund zum anmutigen Bild. Alles scheint so greifbar wirklich, so natürlich, das Blech der Kaffeekanne, die Glasur des Milchtöpfes, das knusperige, lockere Brot, die herrlichen gesprungenen Kartoffeln. Man hat Anker die Natürlichkeit seiner Gegenstände schon zum Vorwurf gemacht. Seine Malerei sei geschleckt. Es fehle ihm der kühne Pinselstrich, der ein Bild erst — eben — malerisch mache. Anker kann aber auch anders. Auf seinen Landschaften (Seeland, Gerechtigkeitsgasse in Bern usw.) setzt er Pinselstrich neben Pinselstrich und erzielt unerhört schöne Stimmungen. Man fühlt die weiche, lichte Luft des Seelandes ja förmlich, den festlichen Schmelz der beflaggten Gerechtigkeitsgasse.

Die modernen Maler sollen Anker zuerst einmal so eine liebevolle Kleinmalerei wie das «Stilleben» nachmachen, bevor sie über ihn die Nase rümpfen. Mich und Tausende mit mir hat er reich beschenkt. Denn was er uns als Maler und Prediger mit seinen Bildern zu sagen hatte, das hat er so gesagt, dass man ihn mit Kopf und Herz versteht. Und darauf kommt es schliesslich an. Gf.

Die Bildstöcke zum vorliegenden Aufsatz über Albert Anker sind Leihgaben der Zeitschrift «Schweizer Schulfunk».

Aus meiner Bibliothek

(1. Fortsetzung)

Ich habe wieder meine Lesestunde. Es ist niemand zu Hause. Ich setze mich zum Fenster und mache es mir bequem.

Soll ich weitererzählen? Denkt ihr noch an Gerhart Hauptmann? Wir haben ihn miteinander in Rom verlassen. Er lag im Krankenhaus. Der Typhus nagte an seinen Gedärmen. Wir fragten: Nützt jetzt das Geld etwas? Selbstverständlich! Dafür gibt es ein Privatzimmer im Spital und sehr gute Ärzte, Spezialisten. Gewöhnliche Leute liegen in der allgemeinen Abteilung mit zwei bis zehn Betten in einem Raum.

Hauptmann starb nicht ganz, nur ein Teil von ihm — der Bildhauer. «Ich bin doch kein Bildhauer», sagte er. Er ward wieder gesund und zog nach Berlin. Er wohnte in einem Vorort. Und der neue Beruf? «Am